

Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Herald.

Grand Island, Nebr., Donnerstag, den 14. September 1916

Lincoln Alfred Klein, preussischer Steuerzahler.

Ein neuzeitliches Märchen. Von Henry S. Urban.

An einem wunderschönen Sommertage geschah es, daß Lincoln Alfred Klein von Saint Louis nach Berlin kam, um eine neue Erfindung, einen verbesserten Automobil-Motor, einzuführen. Da er mit seinem Vater, der aus Baden stammte, öfter in Berlin gewesen war und ein gutes Deutsch sprach, fühlte er sich bald heimlich. Nicht wenig trug dazu die reizende, mit Wohlhaft amerikanischem Komfort ausgestattete Wohnung bei, die er im vornehmsten Teil der Stadt möbliert gemietet hatte, und der rege Verkehr mit amerikanischen Landsleuten. Jedem, der es hören wollte, erklärte er, daß er von Berlin enttäuscht sei, weil es „so was Amerikanisches“ habe. Eines Morgens hatte er eine merkwürdige Ueberraschung. Lincoln Klein fand auf seinem Tisch ein sonderbares behäbliches Formular, in dem allerdings indistrete Fragen an ihn gestellt waren: wann und wo er geboren sei, welchen Glaubens er sei, wieviel Vermögen er habe, und dergleichen mehr. Seine Aufwartsdame, die die Frau Lindigkeit aus Ostpreußen, erklärte ihm, dieses Formular komme von der Einkommensteueranwaltschaft, und er müsse es zum Zweck seiner späteren Steuerzahlung ausfüllen. Klein schrieb sich zunächst den Namen der Kommission auf und sagte ihm zehnmal hintereinander her, bis er ihn beinahe auswendig konnte. Dann meinte er lachend: „Was geht mich das an — als Amerikaner?“ Frau Lindigkeit erklärte ihm, darüber wisse sie nichts. Das Formular sei auch nur eine vorläufige Anfrage, die er beantworten müsse — wenigstens teilweise.

„Alles in Ordnung!“ sagte Klein, „ich will es beantworten. Aber Steuern zahlen? Ich? Oh! Nein!“

Kaum waren drei Monate verstrichen, so kam ein zweites Formular von derselben atemraubenden Kommission mit neuen indistreten Fragen über sein Vermögen, Einnahmen und anderes. Frau Lindigkeit sagte, das sei die Selbstschätzung des Steuerzahlers. Er nahm eine Feder und schrieb in großen Buchstaben über das halbe Formular hin: „Ich bin amerikanischer Bürger und zahle keine Steuern in Deutschland. Lincoln Alfred Klein.“ Dann steckte er das Formular in den beigefügten Briefumschlag und schickte das Ganze an die Kommission, deren Namen er beinahe auswendig wußte. Nach einigen Tagen erhielt er von dem Vorstehenden der unheimlichen Kommission eine höfliche Aufforderung, ihn innerhalb einer bestimmten Frist zu besuchen und sich an den näher bezeichneten Sekretär zu wenden. Nun war Lincoln außer sich, einfach außer sich. Dies ging ihm gegen sein heiliges Gefühl als souveräner Amerikaner, der es über vermehrt, wenn jemand seine Nase in seine Privatangelegenheiten stecke. Er verließ seiner Entrüstung einem amerikanischen Bekannten gegenüber Ausdruck. Der riet ihm, hinzugehen, um sich unnötigen Ärger zu ersparen. Also erschien Lincoln auf der Steuerbehörde, geladen wie ein Schnellfeuergeschütz und sehr entschlossen, nichts zu sagen und noch weniger etwas zu zahlen, und sich lediglich auf die unheimlichen Beamten wollte er schon zeigen, was ein souveräner Amerikaner ist.

„Mein Name ist Lincoln Alfred Klein — aus Saint Louis!“ sagte Klein, als er dem Sekretär gegenüberstand. Er sagte das so ungefähr, wie der Kaiser sagen würde: „Ich bin der Deutsche Kaiser.“

„Ah so — sehr angenehm!“ erwiderte der Sekretär sehr freundlich, und bot Lincoln einen Stuhl neben seinem Pulte an. „Also Sie kommen wegen der Besteuerung?“ Er lächelte und blätterte in allerlei Schriftstücken. Lincoln war außerordentlich überrascht. Dieser Herr war ganz anders, als er erwartet hatte. Er fühlte, daß seine amerikanische Souveränität zu schmelzen begann. Aber er sagte sich, daß er fest bleiben müsse.

„Ja — das mag alles sein!“ antwortete der Sekretär, immer mit der gleichen Zuversichtlichkeit. „Aber wir haben doch nun mal unsere Gesetze, die auch den Fremden, wenn er länger als drei Monate hier ist, zur Steuerzahlung heranziehen. Bedenken Sie, wenn bei Ihnen gestohlen wird, oder wenn Sie verloren gehen, so nimmt sich die Polizei Ihrer mit der gleichen Liebe an wie des Einheimischen. Wenn es bei Ihnen brennt, so kommt die Feuerwehr und löscht das Feuer oder rettet Ihnen gar das Leben. Wir befehlen und lehren die Strafen, damit Sie keinen Staub und keine gefährlichen Bazillen schlucken. Wir erleuchten sie tadellos, damit sie in der Nacht sicher nach Hause kommen. Wir pflanzen überall auf den Plätzen schöne Blumen und Bäume, an deren Anblick Sie sich im Sommer erquicken können, und stellen Bänke hin, auf denen Sie ausruhen können. Und was der Annehmlichkeiten mehr sind. Das alles kostet Geld, heidenmäßig viel Geld, das natürlich die Bürger aufbringen. Sie können doch nicht so verlangen, daß Sie all diese Vorteile genießen, ohne Ihr Scherflein dazu beizutragen. Uebrigens — die Amerikaner sind doch gewöhnlich noble Leute, die immer besonders gern bereit sind, etwas Gutes zu unterstützen.“ Dabei lächelte er Lincoln sozusagen hochachtungsvoll an.

„Das tut Lincoln sehr wohl.“

„Wohl!“ meinte er, „das ist richtig — gewiß. Die paar Groschen sind es nicht, um die es sich handelt. Verstehen Sie mich recht. Und was die städtischen Steuern betrifft, wenn es nun mal sein muß — so kann der Fremde auch ruhig für all diese Annehmlichkeiten etwas zahlen, die wir drüben nicht haben — ich gebe das gern zu.“

„Sehen Sie!“

„Zumal — der Fremde hat's ja meistens.“

„Sehen Sie! Ich wußte, man braucht nur an Ihre amerikanische „fairness“, wie Sie sagen, zu appellieren.“

Lincoln fühlte, daß er immer wieder der Teufel — der hatte es in sich. Der redete wie ein Yankee, ebenso verwünscht logisch, ebenso verwünscht liebenswürdig. Bei allem aber hatte seine Rede etwas bezauberndes. Genau so pflegte Papa Klein in Saint Louis zu sprechen, als Lincoln noch ein Knabe war. Und doch — so ohne ernstlichen Widerstand durfte er die Flügge nicht streichen. Unmöglich! Also sagte er:

„Gut — ich zahle die städtischen Steuern. Aber die Staatssteuern — das ist unmöglich. Daraus werden die Kosten auch für das Meer und die Marine bestritten. Werden Sie nicht?“

„Janosch!“ lächelte der Sekretär.

„Und für den Kaiser und seine Familie?“

„Janosch!“

„Aber ich bitte Sie — das ist unmöglich! Ich als Amerikaner werde doch Ihre Heer und Ihre Marine nicht unterhalten. Und noch unmöglicher ist, daß ich, der ich Republikaner bin, einem Monarchen Gehalt bezahlen — das müssen Sie einsehen!“

Der Sekretär lachte.

„Ich schon, aber das Finanzministerium nicht.“

„Dann werde ich mich an das Ministerium wenden.“

„Das steht Ihnen natürlich frei. Aber ich kann Ihnen voraussetzen, daß es Ihnen nichts helfen wird.“

„Und wenn ich die Staatssteuern nicht zahle?“

„Ja — dann kommt der Gerichtsvollzieher und pfändet Sie.“

„Zum Teufel!“ plägte Lincoln ärgerlich heraus. „Dann gehe ich zu unserm Botschafter — ich gehe zu den Korrespondenten der amerikanischen Zeitungen — ich bringe die Sache vor den Kongreß in Washington. Diese Art, einen freien Amerikaner zu behandeln, ist ja standalös!“

„Ach, tun Sie das doch nicht. Herr Klein!“ sagte der Sekretär gemächlich. „Es wäre ja alles umsonst. Vor allen Dingen — es hat keinen Zweck, daß Sie sich deshalb aufregen. Sprechen wir doch ruhig und vernünftig. Es gefällt Ihnen hier bei uns, nicht wahr?“

„Ja — das ist so.“

„Nu also! Und Sie wollen vorläufig hier bleiben und sogar Geschäfte machen?“

„Ja, Sir — Janosch!“

„Nu also! Und dann — Sie gehören doch gewissermaßen zu uns.“

„Wie so?“

„Na — Sie sind der Sohn deutscher Eltern, nicht wahr? Haben offenbar eine gute deutsche Erziehung genossen, nicht wahr?“

„Ja — meine Eltern liebten die alte Heimat sehr, und mein Vater hat immer gesagt, das müßten wir auch tun.“

„Sehen Sie! Wenn ich Sie wäre, da sagte ich mir: Meinen Eltern zu Ehren betrachte ich es als einen Akt der Pietät, dem Lande, in dem sie geboren sind, meine Achtung zu bezeugen, indem ich die paar Groschen Steuern, die es für Sie, als wohlhabenden jungen Mann, sind, zahle — selbst wenn sie für Heer und Marine und den Herrscher verwendet werden. Als Sohn deutscher Eltern müßte es Ihnen doch ein angenehmer Gedanke sein, eine solche Kleinigkeit zu der Stärkung und dem Gedeihen Ihres Großvaterlandes, dem Sie zugehörig, beizutragen, das überall von gefährlichen Feinden umringt ist und die schwere Steuerlast willig trägt, um sich ein ungehörtes Vordrängkommen zu sichern. Glauben Sie mir, dazu brauchen wir jeden Pfennig. Wir sind nicht so glücklich wie Sie drüben, die niemand bedroht, die unbefähigt Ihrer Arbeit nachgehen können, ohne die Finste neben sich, und die das Geld, mit uns verglichen, leicht verdienen.“

So hatte Lincoln die Sache noch nicht betrachtet. Dagegen vermochte er nichts zu sagen. Er fühlte sich geradezu beschämt. Wahrhaftig — er hatte sich einfach schäbig benommen, ungewissermaßen schamhaft. Pfui Teufel! So war er doch nicht.

„Herr Sekretär!“ plägte er heraus. „Sie haben recht! Ich zahle alles! Wieviel ist es?“ Und er griff in die Tasche.

„Sach! Sach!“ meinte der Sekretär belustigt. „So machen wir das nicht. Gezahlt wird später. Erst muß ich wissen, was ich als Ihre Einkommen annehmen soll. Danach richtet sich die Steuer. Wenn Sie noch kein Einkommen haben, nennen Sie am besten eine bestimmte Summe. Dann legen wir die bei der Berechnung zugrunde.“

Nun waren sie im Handumdrehen ein. Lincoln reichte dem Sekretär die Hand und empfahl sich. Als er wieder auf die Straße trat, in den Sonnenschein hinaus, war er in nichts von einem berlinisch-preussischen Steuerzahler zu unterscheiden. Er mußte über sich selber lachen. Aber er hatte das Gefühl, daß er erst jetzt ein völliges Recht habe, sich über die sauberen Straßen zu freuen, mit den grünen Bäumen und blauen Schuppen darauf, und über die farbenprägenden blumigen Plätze. Ja, als ein Trupp Soldaten an ihm vorüberzog, hatte er das Gefühl, als gehörte ihm ein Millionstel Anteil daran.

Was soll ich auch sagen — der gute Lincoln Alfred Klein wurde zu einem begeisterten berlinisch-preussischen Steuerzahler, der für die Einkommensteueranwaltschaftskommission geradezu schwärmte, obwohl er diesen Namen noch immer nicht auswendig konnte. Er vermochte den Tag kaum zu erwarten, wo er zum erstenmal seine Steuern zahlen mußte. Klein — wie lächerlich wenig für ihn, den reichen Amerikaner, wenn er den Betrag in Dollars umrechnete! Er schämte sich fast. Als zum Jahresabschluss abermals das übliche Selbstschätzungsformular eintraf, zeichnete er den doppelten Betrag an Einkommen ein, obwohl er in Wahrheit noch kaum von einem deutschen Einkommen aus seinem Auto-Motor reden konnte. Wirklich — diesen braven Landsleuten seiner Eltern, die so schwer um ihre Existenz kämpften, mußte er helfen. Zwischen ihm und Berlin neß Preußen spannte sich gar tiefe Bande einer aufrichtigen Freundschaft. Berlin und Preußen wurden etwas Persönliches für ihn, etwas Lebendiges, gleichsam zwei Wesen, die er liebte. Aus dieser Auffassung heraus wuchs ganz von selbst seine Gründung eines „Klubs der freudigen Steuerzahler“, der unendlich viel dazu beitrug, das Steuerzahler-volkstümlich zu machen und die Zahl der „Steuerhinterzieher“ zu verringern. Er versandte eine Broschüre „Das Steuerzahler als göttgewollte Einrichtung und sittliches Kräftigungsmittel“. Zumal ließ es Klein sich angelegen sein, reiche Amerikaner als preussische Steuerzahler nach Berlin zu ziehen. Allen Menschen, besonders ihren engeren Landsleuten, hielt er Vorlesungen über das befreiende Gefühl, ein königlich-preussischer Steuerzahler zu sein. Anfangs hörte man ihm vergnügt zu, dann mit einer rüchichtsollen Resignation, etwa wie man einen geistig nicht ganz normalen Menschen zuhört. Das vermochte aber Vincos Freunde an Steuerzahler nicht zu beeinträchtigen. Er arbeitete wie Karl der Große, um seinen Motor einzuführen

und dadurch um so mehr Einkommen zu verdienen zu können. Sein Ehrgeiz war, der höchste amerikanische Steuerzahler in Berlin zu werden. Bereits hatten die amerikanischen Zeitungskorrespondenten ihn als großartigen „Stoff“ erkannt und ihn in langen Artikeln nach Amerika ausgeschickelt. Einmal mußte er auf vier Monate nach Saint Louis zurückkehren. Wenn er seine Wohnung aufgab, hätte er für die Zeit seiner Abwesenheit keine Steuern zu zahlen brauchen. Aber er behielt seine Ortsangehörigkeit bei, nur damit seine geliebte Steuerbehörde die Steuern für die vier Monate nicht verliere. Unter dem simulierenden Ansporn seiner Freunde an Steuerzahler entwickelte sich sein Geschäft glänzend. Jahr um Jahr vermochte er höhere Steuern zu zahlen, und eines Tages hatte er sein Ziel erreicht: er war der höchste amerikanische Steuerzahler nicht bloß in Berlin, sondern in ganz Preußen. Kurz darauf las Klein schmunzelnd, daß der König von Preußen sich ein neues Automobil gekauft habe. Lincoln feierte seinen Erfolg als Steuerzahler mit einem Bankett im Hotel Adlon, das ein gesellschaftliches Ereignis ersten Ranges war, und zu dem er den Vorstehenden der Einkommensteueranwaltschaftskommission, die er nun tadellos aussprach, sowie sämtliche Sekretäre eingeladen hatte. Er war der Liebling der Steuerbehörde. „Ein drolliger Kauz!“ sagten seine Bekannten. „Und das merkwürdigste ist: seine Krankheit macht gar keine Fortschritte! Er ist sonst ganz vernünftig.“

Des Brieten Fünf Groschen-Rüd.

(Hamburger Skizze von M. P.)

Wäuten auf dem Trottoir vor dem Hamburger Hauptbahnhof schlug Johnny mit einem Burzelbaum und schrie aus voller Kehle: „Hurra, sief (fünf) Groschen!“

Ein Schuhmann, der drüben auf der anderen Seite stand, beobachtete ihn aufmerksam und kam dann mit langen Schritten über die Straße auf ihn zu. Der Junge kam ihm göckelnd entgegen; womöglich hatte er die fünf Groschen, mit welchen er prahlte, gestohlen. Man konnte es ihm wohl zutrauen. Er sah ziemlich ruppig aus, wie solch ein richtiger Hamburger Straßenjunge und „Briet“, ein Loch in der Hofe und ein in der Mühe, durch welches das böckliche Haar durchquade.

Doch der Junge wartete den Mann des Gesetzes nicht ab. Mit einem Sprung war er wieder auf den Beinen und nahm unter lustigem Lachen Reißaus. Aber ärgern wollte er die Pöbelhaube doch noch. Und so hielt er ihm recht frech das Fingergroschenstück entgegen und rief: „Nix zu machen. Ich nicht gestohlen, aber verdient, ehrlich verdient!“ Und wieder schlug er ein Rad und schrie: „Hurra, sief Groschen!“

Der Schuhmann wandte sich brummend ab. „Briet!“ murrte er in den Bart und ging weiter. Die Postanten aber, die Zeuge dieses Auftritts waren, lachten und nickten sich verständnisvoll zu. „Ein richtiger Hamburger Briet!“ dachte jeder.

Johnny wartete seine durchlöchernte Mühe in die Luft und dann das Fingergroschenstück, das er geschickt wieder aufging. Er hatte das Geld tatsächlich ehrlich verdient. Es war der Lohn dafür, daß er einer Dame den kleinen Handteller nach dem Hauptbahnhof getragen hatte. Sie hatte es sehr eilig gehabt, und Johnny hatte tüchtig laufen müssen. Aber sie war zum Zuge noch zurecht gekommen und hatte ihm das Geldstück mit den hastigen Worten in die Hand gedrückt: „Da nimm, aber vernach es nicht!“

Wenn nun einer denken sollte, daß Johnny nach Haus gelaufen ist und das Geld in seine Sparbüchse gesteckt hat, dann irrt er sich aber gewaltig. Erstens hatte Johnny gar keine Sparbüchse und zweitens dachte er gar nicht daran, das Geld abzuliefern, sondern es war bei ihm beschlossene Sache, daß er es für sich verbauchen und „verschoppen“ (vernaschen) wollte. Er war eben ein Briet, ein Strid und Taugenichts.

Fünf Groschen! Junge, Junge, was das ein Geld! So viel hatte Johnny noch nie sein eigen genannt. Er hatte schon Stellen zum Zeitungsaustragen gehabt und Geld verdient, aber dabei hatte er jeden Pfennig von dem Verdienten abliefern müssen. Prot gab es zu Haus ja fast zu essen, aber Geld zum verschoppen seiner Pfennig. Der Vater verdiente nur eben so viel, daß sie zu leben hatten.

ja eine Unmenge Bonisches (Bonbons) dafür kaufen. Drüben in der Steinstraße lachte ihn das Schaufenster eines Krämers entgegen. Johnny stierte darauf zu und betrachtete lästerlich die gefüllten und angefüllten Bonbons, Schokoladentafeln und Zuckerstengel. Was für seine Sachen waren das! Das Wasser lief ihm im Munde zusammen.

Schon kochte er die Türflanke, um hineinzugehen, da hörte er eine leise Stimme: „Vernach es nicht!“ Erschrocken drehte er sich um. Aber da war niemand, es war nur die laute Stimme der alten Dame, die ihm in den Ohren klang.

Kerzlich wandte er sich ab und ging weiter. Es gab ja noch genug Krämer, und sein Geld wollte er schon sein anlegen. Er kam bei einem Konditor und einer Schachtereie vorbei. Da überlegte er. Sollte er sich nicht lieber etwas ganz Feines, Schmeckvolles mit Schlaghahne z. B., kaufen? oder ein Ende Mettwurst? oder drüben im Fischkeller einen geräucherten Kalb? Und dann vielleicht noch eine Schachtel Marmelade und fünf Pfennig Bindfaden?

Da knallte es drüben auf der anderen Seite der Straße. Johnny fuhr aus seinem Gräbeln auf und sah hinüber. Ein paar Jungen waren es richtig, der dicke Fritz vom Schlachter war dabei, und knallten mit ihrer Pistole.

Johnny machte einen Sprung und rief: „Hurra, jetzt hab ich's!“ Ein Pistol war schon lange sein sehnlichster Wunsch gewesen und was der dicke Fritz, der Prachthans, konnte, das konnte er, der Johnny, auch. Also ein Pistol wollte er sich kaufen. Kein richtiges mit Patronen drin, aber es knallte mit Zündplättchen ganz großartig, nur durfte kein Schußwound in der Nähe sein. Und es war zum Totlachen, wie die Mädels freischien, wenn in ihrer Nähe einmal losgeschallt wurde. Mit dem Pistol ging das Knallen, noch besser wie mit der Peitsche. Und Buren und Engländer oder Indianer und Weiße konnte man sein damit spielen, und er wußte der Anführer dabei sein.

In der Aussicht auf diesen Spaß führte der Junge einen richtigen Indiantanz auf und hatte dabei fast ein kleines Mädchen umgarnt, das mit einer großen Zeitungslücke dahergeschleppt kam. Sie war lachend und humpelte, und die blauen Augen in dem klaffen Gesichtchen standen voller Tränen. Es war Anna Schwarz, aus demselben Hofe, in dem Johnny wohnte. „Was heißt“ fuhr er sie grimmig an. Er mochte es nicht leiden, wenn Mädels weinten.

Doch Anna warf ihm nur einen angstvollen Blick zu, trocknete sich rasch die Augen und humpelte, so schnell sie konnte, davon.

„Heuljette!“ knurrte der Junge verächtlich und spudde wie ein Großer aus. Aber gleich brummte er wieder grimmig: „Der alte Drachen!“ — Mit dem „alten Drachen“ meinte er nicht Anna, sondern ihre Mutter. Es war ihre Stiefmutter, eine harte Frau, von der ihre Stiefkinder mehr Schläge als Brot zu essen bekamen. Auch wußte jedes Kind im Hofe, daß sie trank und in ihrer Trunkenheit besonders häßlich gegen die Kleinen war. Johnny hörte oft den Jammers der armen Geschöpfe. Und er wußte, daß sie oft hungrig zu Bett gehen mußten.

Nachdenklich schritt er weiter. Das totunglückliche Gesichtchen der Kleinen kam ihm nicht aus dem Sinn. Hatte sie wieder Prügel bekommen? Und dabei mit ihrem lahmen Fuß, die schwere Zeitungslücke am Arm, treppauf, treppab, steigen, um Geld zu verdienen, damit die böse Frau es vertrinken konnte!

Johnny war unterdes bis zur elterlichen Wohnung gekommen und beschloß, da er hungrig hatte, erst nach Hause zu gehen und sich ein Stück Brot zu holen. Glücklicherweise hatte er nicht einer solchen „alten Drachen“ zu Haus. Die Pistole konnte er sich ja noch immer kaufen.

Pfeifend, die Hände in den Hosentaschen und in der einen seine fünf Groschen, schritt er durch den Hof. In einer Haustür hatte ein kleiner, trübselig aussehender Junge von ungefähr vier Jahren. Es war Willy Schwarz, der Bruder von Anna. Johnny blieb vor ihr stehen.

„Warum hat Anna gehault?“ fragte er den Kleinen mit strenger Miene. „Wir haben Prigel getriegt“, war die Antwort.

„As sie dich?“ (betrunken.) Damit meinte er die Mutter.

„Willy nicht.“

„Halt ihr was zu essen getriegt?“

luge Hofstreppe zur elterlichen Wohnung empor. Als er dann wieder zurückkam, hielt er ein großes Butterbrot in der Hand, in das er kräftig hineinbiß. Schmatzend schritt er an dem Kleinen vorbei. Als er aber dessen verlangernden Blick sah, da blieb er stehen, sah sich erst schau wie ein Verbrecher nach allen Seiten um, und als er sah, daß ihn niemand beobachtete, brach er vor dem Brot rasch die größere Hälfte ab und brückte sie dem kleinen Schwarz in die Hand. Dann war er wie der Wind davon und stand draußen auf der Straße.

Langsam abbeißend und behaglich kauend schlenderte er durch die Steinstraße. Er wußte ein Geschäft, wo es keine Pistolen zu kaufen gab. Für dreißig Pfennig gab es schon ein mächtiges Ding, und für den Rest sollten Zündplättchen angeschafft werden.

Aber merkwürdig, nach kurzer Zeit befand er sich am Glodengießerwall, wo es doch kein einziges Geschäft gab, das solch gefährliche Waffen führte. Er hatte überhaupt nichts zu tun in dieser Straße, keinen einzigen Menschen konnte er dort. Doch, er wußte jemand, der hier Zeitungen in die Häuser brachte: Anna Schwarz.

Gespönn schaute er in jede Haustür hinein. Richtig, da kam Anna soeben herausgehumpelt. Und noch etwas blaffer sah sie aus als vorher.

Plötzlich stand Johnny vor ihr. Er griff ihre Hand und presste kurz entschlossen das Fingergroschenstück hinein.

„Gleich kaufst du dir was zu essen dafür.“ sagte er grimmig, „heiß ich verdient und wenn du jemand was sagst davon, kriegt die Rad voll!“ Fürstlich drohend klang es. Und mit wütender Miene schritt er davon. Er war ja eben ein Briet und ein roher Junge, und manche Menschen behaupteten von ihm, daß er gar kein Herz habe.

Nach einiger Zeit schaute er sich um. Anna stand noch immer auf derselben Stelle, und neben ihr stand eine ältliche Dame, die sich über das kleine Mädchen beugte. Johnny hörte, wie sie freundlich fragte: „Mein Kind, hab er dir etwas tun wollen, der große Junge?“

Was Anna sagte, konnte er nicht verstehen, aber er sah, wie sie ihm mit ihren blauen Augen nachschaute, und wie es über das blasse Gesichtchen wie heller, lichter Sonnenschein zog, bis plötzlich zwei große Tränen über die hageren Waden tollerten.

Schnell wandte er sich ab. „Heuljette!“ knurrte er und spudde verächtlich aus. Aber gleich darauf schlug er quer über das Trottoir im Rad. Ein dicker Herr dicht vor ihm hob drohend seinen Spazierstock und sagte mürrisch: „Briet du!“

Lachend stob Johnny davon. Das Fingergroschenstück war fort, um ein Pistol hätte er auch nicht. Aber er schen gar nicht unglücklich zu sein. Und als er abends im Bett lag und eingeschlafen war, sah er wieder ein unter Tränen lächelndes Kinder Gesicht auf sich gerichtet, und merkwürdig, er brummte nicht „Heuljette!“, sondern rüde vergnügt der Kleinen zu. Ganz laut aber rief er, so daß Eltern und Geschwister aus dem Schlafe aufsprangen: „Hurra, sief Groschen!“

— Beste Berewendung. Na, Mare, du langes Kaster, bist du noch nicht im Feld?

„Ach, vor mir ham se teene passende Aniform jehakt!“

„Aber Mensch, denn jeh doch einfach als freiwillige Feldtelegrafentange nach Beljen!“

— Eines immer! Erster Bauner (zum zweiten): „Mi dem Lude ist kein gar nichts zu machen, entweder sibt der Kerl auf dem hohen Hof — oder im Gefängnis!“

— Unterschied. Madame: „Um Gotteswillen! Diese geräuschvolle Nachbarschaft! Hören Sie nur das Kindergeschrei!“

„Dienstmädchen. Das sind Ihre eigenen Kinder, Madame.“ Madame: „Wirtlich? Wie die Kleinen sich amüneren!“

— Treffend. A.: „Sehen Sie nur, wie sich der Schriftsteller Feder bei dem Lustspiele seines Konturten amüner!“

B.: „Ja, er lacht Krotobilsträner.“

— Unbewusste Selbstkritik. A.: Dem Schuize muß es doch sehr schlecht gehen!

A.: Wie so?

A.: Er hat mich in der vorigen Woche dreimal angefordert, ihm die hundert Dollars wiederzugeben, die er mir vor sechs Monaten geborgt hat!